

Bernd Kaufmann

Wohin sollen wir ziehen?

Historischer Roman

verlag regionalkultur

Prolog

Bitterkalt war der Winter gewesen, kälter als in den Jahren zuvor. Hat das übliche Quantum Obdachloser, dem er alljährlich wiederkehrend ein eisiges Ende zu bereiten pflegte, ein weiteres Mal übertroffen. Hat sich beispielhaft und schandvoll eingefügt in den Zeitreihen des Klimaphänomens, das spätere Generationen die *Kleine Eiszeit* nennen werden. War für das vom Kriegsgetümmel ausgezehrtte Volk überaus beschwerlich, kräftezehrend, krankmachend gewesen. Hat sich als ein epochemachender Todeswinter eingeschrieben in den Fabelfundus der *Geschichten aus alter Zeit*, die dereinst an schneereichen Winterabenden erzählt und am warmen Ofen mit wohligem Gruseln erlauscht werden.

Und obwohl jetzt der Sommer von Süden her nahte, zunehmend leichter die alpine Barriere überwand, die Oberrheinische Tiefebene zu vereinnahmen begann, war es frostig und ungemütlich geblieben im zerzausten Elsässer Land. Im Todesjahr des vierzehnten Ludwig aus dem Geschlecht der Kapetinger¹, den sie auf der Île-de-France² Louis le Grand³ nannten, herrschte eine trübe, fast eisige Stimmung. Wenn die auch nicht ausschließlich vom Wetter beeinflusst und nicht jedes Landeskind in gleichem Ausmaß von ihr betroffen war. Viele atmen erleichtert auf, denn die schlimmen Jahre schienen vorüber. Die unausgesetzte Abfolge der Schrecknisse war wohl tatsächlich beendet, wenn zutraf was gewöhnlich gut unterrichtete Kolporteurs⁴ von Tür zu Tür trugen. Ein rechter Friede war darum aber nicht eingekehrt. Dass es kein Morden, keine blutigen Schlachten, keine Belagerungen, Plünderungen, Einquartierungen mehr geben sollte, war für die meisten Zeitgenossen unglaublich, unvorstellbar. Denn es lebte niemand im ganzen Heiligen Römischen Reich, der sich an eine längere Zeit des Ausbleibens kriegerischer Ereignisse erinnern konnte. Auch nicht in

1 Stammhaus aller Könige Frankreichs von Hugo Capet (940–996) bis Louis Philippe (1773–1850).

2 Insel Frankreichs, alte Bezeichnung für den Großraum Paris.

3 Ludwig XIV. (1638–1715 Haus Bourbon, Nebenlinie der Kapetinger) der Sonnenkönig, in Frankreich auch Louis le Grand genannt.

4 Bücher und Schriften vertreibende Hausierer.

seinem ehemaligen Gebiet, dem Elsass⁵, das sich im Zuge einer brutalen Eroberung, euphemistisch Reunion⁶ geheißen, der Sonnenkönig einverleibt hatte, der nur sich allein für den Staat⁷ hielt, alle anderen Einwohner Frankreichs für seine Schuldner.

So blieb der einfache Bauers- oder Bürgersmann besorgt. Er betete, dass die Ruhe halten möge, opferte in banger Furcht seinem Gotte ohne Säumnis den vorgeschriebenen Tribut und kam auch den übrigen Pflichten seines Standes gewissenhaft nach. Er erfreute sich an einem bescheidenen Mahl und den gemeindlichen Vergnügungen seines Sprengels, beäugte dabei misstrauisch alles Fremde, alle Fremden, Nichtzugehörigen, Andersartigen, Andersgläubigen. Darum spürten die einen die Wärme des Spätfrühlings in mitmenschlicher Gemeinschaft, während sich die anderen, in kaltherziger Ablehnung ausgeschlossen, wenn nicht gar ausgestoßen, nach Aufnahme, Gleichheit und Anerkennung sehnten. Sie hätten sich allein schon mit gnädiger Duldung begnügt. Wenn es aber nicht sein sollte, wenn man sie nicht leben lassen wollte, nicht gemeinsam mit ihnen oder wenigstens neben ihnen, dann blieb den Ungeliebten nur der Auszug, die Auswanderung. Aber wohin?

5 Das Elsass war seit der Aufteilung des Karolingischen Frankenreiches erst Teil des Lotharischen Reiches (Lotharingen), dann des Ostfränkischen Reiches und später des Heiligen Römischen Reiches.

6 Reunionspolitik Ludwigs XIV.: Annexion von Gebieten des HRR unter dem Deckmantel einer vorgeblichen Wiedervereinigung (Reunion).

7 *L'état c'est moi.* („Der Staat bin ich.“) Angeblicher Ausspruch Ludwigs XIV.

I. Die Reise

Johannes Stelter hatte lange geschwiegen. Ruth wusste, worum die Gedanken ihres Mannes kreisten und warum er stoisch, fast reglos, in seinen Bierkrug starrte. Eine sehr schwierige und weitreichende Entscheidung stand bevor. Die wollte gut überlegt sein. Aber es war jetzt hohe Zeit, diese Entscheidung zu treffen, so oder so. Mit jedem Tag, den sie länger warteten, spitzte sich ihre Lage zu. Es konnte zum einen schnell gefährlich werden, zum anderen könnten sie sogar noch einiges von dem kümmerlich wenigen Geld verlieren, das sie für ihr kleines bäuerliches Anwesen erhandelt hatten. Wenn jetzt nur noch ein einziger ihrer Freundesfamilien auch entschied zu gehen, vergrößerte sich die Zahl der angebotenen Gehöfte, und ein jeder bekam darum weniger für das seinige. Johannes Stelter nahm den Kopf hoch und sah Ruth mit sorgenvoller Miene an. Sie wusste, dass die Entscheidung gefallen war und er sie sogleich verkünden würde. Auch Jos, ihr jugendlicher Sohn, sah gespannt auf den Vater. Nur die kleine Katharina stocherte desinteressiert weiter in ihrer Schüssel herum. Aber auch selbst sie, die Achtjährige, wusste, dass eine einschneidende Änderung ihrer aller Lebensverhältnisse bevorstand. Johannes Stelter räusperte sich und sagte mit zittriger Stimme:

„In Ordnung. Wenn es nicht sein soll, dass wir hier leben können, wenn Gott uns an einem anderen Platz sehen will, gehen wir.“ Nach einigem Zögern sagte er dann: „Wir ziehen ins Reich, natürlich, gehen aber nicht ins Badische. Dort ist es immer noch zu unruhig. Wir gehen weiter nördlich hinüber. Dann sehen wir weiter.“

Jos, eigentlich und mit vollem Namen Johannes Joseph Stelter, sah den Vater ungläubig an. Die jugendliche, ansonsten makellos glatte Stirn des Sohnes, über der rechten Augenbraue mit einem kleinen Leberfleck gezeichnet, hatte sich sorgenvoll in Falten gelegt. Der Ansatz der dunkelblonden Haare rückte dadurch tiefer ins Gesicht, was ausdrückte, dass er glaubte, nicht richtig verstanden zu haben. Die etwas zu schmalen dunklen, bräunlichen Augen waren im Schreck weit aufgerissen, so dass zu begrüßen gewesen wäre, sie blieben auch fürderhin so. Der melancholische Mund mit den nicht sehr üppigen

blassen Lippen stand dabei offen, was etwas einfältig wirkte. Während ihm Gedanken des Entsetzens durch den Kopf schossen, streckte Jos das noch kindlich weiche Kinn mit dem kaum sichtbaren Grübchen vor, als wollte er dem Vater trotzig widersprechen. Was aber niemals geschehen würde. Hatte Jos wirklich richtig verstanden?

„Herr Vater, Ihr meint, wir gehen wirklich ins Land des Krieges, des Hungers und der brennenden Dörfer? Dorthin wo es so fürchterlich ist, wie Ihr immer erzählt habt?“ Vater Stelter sah seinen Sohn an und nickte: „Ja, mein Sohn. Aber der Krieg ist vorbei. Viele sind gestorben. Das Land braucht Menschen, die es bewirtschaften können. Dort werden auch wir jetzt Frieden und eine neue Heimat finden.“

Jos dachte: ‚Dorthin sollen wir ziehen? Zu den Rindenfressern, zu den Zollwütigen?‘ Was des Vaters Entscheidung verhiess, war Hunger, Kälte, ein Leben unter fremden Menschen und beherrscht von einer Obrigkeit, deren Willkür sie schutzlos ausgesetzt sein würden. Auf drei Meilen gab es dort vier Grenzen und immerzu lebte man in der Furcht, unversehens auf das Herrschaftsgebiet eines dem Hexenwahn verfallenen Fürsten zu geraten. Aber es wäre ein Leben. Wenn sie blieben, passierte früher oder später ein Unglück. Als er dies bedachte, war sich Jos sicher, dass der Vater die richtige Entscheidung getroffen hatte. Und darum sah der Sohn ein, dass es sein musste, dass sie die liebgewonnene Scholle verlassen mussten.

Was hatten sie hier nicht alles auszuhalten gehabt. Mit abgrundtiefem Hass und unnachgiebiger Härte wurden sie von ihren Feinden verfolgt, die sie Ketzer, Rottengeister, Umstürzler riefen, weil sie an der gottgewollten Weltenordnung rüttelten, wie jene meinten. Vor allem die ihnen religiös am nächsten stehenden Protestanten, Reformierte und Lutheraner, stellten den Wiedertäufern, wie sie von jenen genannt wurden, unbarmherzig nach, verfolgten sie teilweise mit unverhohlenem Vernichtungswillen. Dass nun auch die Altgläubigen, für die jegliche Abweichung vom allumfassenden katholischen Glauben Teufelszeug war, ihre Anstrengungen in königlichem Auftrag steigerten, wenn sie die Täufer auch nur loswerden, nicht gar austilgen wollten, ließ den Mennoniten kaum Raum zum Leben. Jos war alt genug, das zu wissen. Nicht lange und er würde getauft werden. ‚Wenn es bloß bald so weit ist‘, dachte er. Denn er wollte in ihrer Gemeinschaft aufgenommen sein, dazugehören, auch wenn es lebensgefährlich war, denn sie waren

fast schutzlos. Gewalt in jeglicher Form, sogar zur Selbstverteidigung, lehnten die Gefolgsleute Jakob Ammanns grundsätzlich ab. Jos war in dieser Hinsicht doch vielleicht noch nicht ganz reif für die Aufnahme in die Gemeinde, wenn er sich das ehrlich eingestand. Denn die Wunden der letzten Rauferei mit den Söhnen der Nachbarshöfe spürte er noch immer, die Kratzer und Beulen. Davon, dass er sich geprügelt hatte, die Beleidigungen nicht einfach hinnahm, durften die Eltern nichts wissen. Aber er hatte auch Freunde unter der Jugend im Dorf und im nahen Städtchen. Besonders die Mädels mochten ihn, seit sein Flaum unter der Nase dunkler geworden war. Auch reizte sie die Aura des Verfeimten, die Jos umgab.

Einmal hatte Jos eine der hitzig aufgeregten Bauerstöchter, von der er sich mit herausfordernden Blicken zu einem verschwiegenen Treffen eingeladen fühlte, bei ihren Gänsen besucht. Sie tat überrascht als er bei ihr auftauchte, schlug in gezierter Scheu die Augen nieder. Als sie aber merkte, dass Jos nur schüchtern herumdruckste und verlegen mit einem Fuß auf den anderen trat, keine Anstalten machte das erwünscht Verdorbene zu tun, lächelte sie spöttisch und sah ihn so aufreizend an, dass er sich in seiner Unentschlossenheit wie ein albernes Kind vorkam. Da nahm er seinen Mut zusammen, ging geradewegs auf sie zu, küsste sie keck auf den Mund und schlang einen Arm um ihre Hüfte. Erschrocken über seine eigene Kühnheit hielt Jos den Atem an, gewärtig im nächsten Augenblick den kräftigen Schlag einer flachen Hand im Gesicht zu spüren. Stattdessen erwiderte die Schöne wie in erlöster Ungeduld seine keusche Liebkosung mit stürmischer Zärtlichkeit. Ihre geschändeten Lippen ließen die frechen nicht ziehen, ihre Zunge suchte spielerisch die seine, zugleich griff sie mit beiden Händen leidenschaftlich in sein halblanges, über Stirn und Nacken fallendes Haar. Jos umfasste sie nun auch mit dem anderen Arm, zaghaft, grünschnäblig ungelenk, fast ohne Berührung. Sie aber presste sich so heftig an ihn, dass er die Wärme und Konturen ihres voll erblühten weiblichen Körpers spürte, unterlegt von bebendem Verlangen. Mit gelinder Bestürzung und jäh ausbrechendem Achselweiß erkannte Jos, dass er es mit keiner unbedarften Liebesnovizin zu tun hatte. Ihm wurde bange. Geschmeidig wollte er sich von ihr lösen, aber sie setzte nach. Als er sich darum energisch aus ihren Armen befreite, schaute sie ihn pikiert an. Mit einer verlegen hin gestotterten Ausrede machte

er sich davon. Die wüsten Beschimpfungen, die sie ihm nachrief, erfüllten seine Brust mit heißer Scham. Dass die Sache böse hätte enden können, wurde Jos erst deutlich als er daran dachte, was die lokalen Amtsgewalten mit ihm angestellt hätten, wäre das wütende Geschrei der Versmähten von jemandem wahrgenommen und als Hilferuf ausgelegt worden. Denn hier, wo sie jetzt lebten, im Silbertal, waren Jos' Leute ohne rechtliches Gehör jeglichen Bösartigkeiten ausgeliefert.

Auf Beistand der Obrigkeit konnten sie nicht hoffen, auf Gesetz und Recht sich nicht berufen. Aber hier waren sie daheim, kannten sie sich aus, kamen bei allem Missvergnügen irgendwie zurecht. Jedes Haus, jeden Baum, jeden Hügel, jeden Tümpel, jede Lichtung kannten sie, Jos dazu noch die entlegensten Schlupfwinkel. Auch die Menschen, die Nachbarn, selbst wenn sie nicht freundlich gesinnt waren, so waren sie doch vertraut. Man wusste zumeist, wie man mit ihnen umzugehen hatte, kannte ihre Eigenheiten und Vorlieben, wusste zu unterscheiden zwischen den Niederträchtigen und Anständigen. Sollten sie das, bei aller Beschweris, nun hinter sich lassen? Einfach fortgehen? In die Fremde ziehen, in eine neue, unbekannte Welt? Traurigkeit und Angst, auch wenn er es sich nicht eingestehen wollte, verbanden sich mit dem Gedanken, die Heimat verlassen zu sollen. Es war doch schön hier. Und sie wurden jeden Tag satt. Er wusste, dass dies nicht überall so war. Warum ließ man sie denn nicht in Frieden? Niemandem hatten sie je einen Schaden zugefügt.

Vom Vater wusste Jos, dass auch ihre Verfolger an den einzigen, an den barmherzigen christlichen Gott, an Jesus Christus glaubten. Und der am Kreuz für sie alle gestorben war, hatte Nächstenliebe gepredigt! So konnte es jeder, der wollte, aus der von Luther übersetzten Heiligen Schrift herauslesen. In den schönen Kirchen, egal welcher Konfession, wurde viel von Liebe und Vergebung gesprochen, gebetet und Buße getan. Aber scheinbar nur mehr mit dem Maul, nicht mit dem Herzen. Jos verachtete die Kirchgänger, auch wenn der Vater Verständnis für die Schwächen der Menschen aufbrachte. Jos hielt das Glaubensbekenntnis der Schweizer Brüder und die mennonitische Lebensführung für christusgerechter, insgeheim für besser und reiner als die aller anderen. Eingeschlossen sich selbst und seine eigene Lebenshaltung. ‚War dem so?‘ Er grübelte und kam zu dem Schluss, dass er ganz schön eingebildet war, hoffärtig gar, wie die Ältesten zu sagen pflegten, wenn sie

jemanden als dünkelfhaft und anmaßend beurteilten. Von dieser Sünde, die der proklamierten Schlichtheit im Denken und Handeln, einem Hauptbestandteil ihrer Lehre, widersprach, war niemand ganz frei, auch von Jos' Leuten nicht, das wusste er. Er zieh sich der Selbstgerechtigkeit und schämte sich ein bisschen.

Vater Stelter hatte das kleine bäuerliche Anwesen verkauft, das, im Dörfchen Eckerich⁸ unweit von Markkirch⁹ gelegen, ihnen die letzten Jahre ein trauliches Heim gewesen war. Hier hatte er geglaubt seine Familie in Sicherheit gebracht zu haben, als er mit seiner jungen Frau gleich nach Jos' Geburt aus der Gegend zwischen dem Säntis und dem großen See hergezogen kam. Mit viel Fleiß und Schweiß und mit *Herzblut*, wie man so sagte, hatte er aus einer verlotterten, mehr Binsen und Quecken als Korn tragenden Ackerwirtschaft eine blühende Hofstatt gemacht. Aber nirgends schienen sie willkommen und auf Dauer geduldet. Was sich zuerst nur in schiefen Blicken und wortloser Zurückhaltung der Alteingesessenen äußerte, schlug, angestachelt von den Eiferern auf den Kanzeln, bald um in pure Ablehnung. Viele ihrer Mitmenschen schikanierten sie und trieben übermütigen Spott mit ihnen, der sich zunehmend in perfiden Bosheiten ausdrückte. Da die Leute sich neuerdings dafür in größeren Gruppen zusammenrotteten und vor tätlichen Angriffen nicht zurückschreckten, drohte eine regelrechte Mordlust aufzukommen. Dass sich dabei die Reformierten und Lutheraner besonders hervortaten, erfüllte sie mit besonderer Bitternis. Waren sie denn nicht auch Kinder der Reformation?

Der Zugang zum Buch des Glaubens vereinte die Mennoniten mit allen Menschen evangelischen Glaubens. Sie vernahmen und gehorchten dem geschriebenen Wort, Buchstabe für Buchstabe. War es denn da nicht nur konsequent, wenn erst dann, wenn der Verstand einsetzte, wenn das Wort Gottes aus eigener Erkenntnis Eingang in den Geist des Einzelnen finden konnte, ein Jeder für sich selbst entscheiden durfte, welcher christlichen Gemeinschaft er angehören wollte? War es nicht ein Zeichen der Selbstbestimmung in bestem lutherischen Sinn, wenn der Mensch nicht als Säugling auf seine Glaubenszugehörigkeit festgelegt wurde, sondern frei blieb, bis er denken und urteilen konnte? Aber selbst, wenn man darüber geteilter Ansicht war. Was war so verwerflich an ihrer Lehre, dass sie

8 Eckerich, franz. Echery, Dorf im Elsass, heute Teil von St. Marie aux Mines.

9 Markkirch, franz. St. Marie aux Mines, Stadt im Elsass.

ihren getreuen Anhängern Verfolgung und sogar Tod einbringen konnte? Warum mussten sie stets um ihre Existenz zittern, immer aufs Neue eine sichere Bleibe suchen? Und als im letzten Jahr der allerchristlichste König¹⁰ entschied, jedem Protestanten im Lande die Ausübung seiner Religion zu verbieten, war für Vater Stelter endgültig der Zeitpunkt erreicht, auch hier auf immer Abschied zu nehmen. Johannes Jakob Stelter konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie sie in dem nun französischen, streng römisch-katholischen Land, weiterleben sollten. Auch wenn er es gern gemocht hätte. Andere Glaubensbrüder, ja sogar der große Jakob Ammann¹¹, der Wichtigste der Ältesten, nach dessen Vorbild sich Johannes Stelter ansonsten in allen Lebensbereichen richtete, wollten ausharren. „Soll der König im fernen Versailles befehlen was er will, irgendwann wird er sich der Macht des Kaisers doch beugen müssen“, sagte Ammann. „Schließlich ist das Elsass spätestens seit dem Vertrag von Ribemont¹² unstreitig Reichsgebiet und Erblande großer Königsgeschlechter, wie das der Staufer und sogar das der jetzigen Herrscher, der Habsburger. In Hagenau steht die schönste, einst wichtigste Pfalz des ganzen Reiches.“ An diese Vorhersagen konnte Johannes Stelter nicht glauben, er hielt es für Wunschdenken. Zu schwach waren für ihn nach dem langen Krieg das zersplitterte Reich und besonders der Kaiser in Wien¹³. Und die Kaiserpfalz in Hagenau hatte König Louis längst bis auf den letzten Stein schleifen lassen, ausgemerzt für alle Zeiten, zum Zeichen, dass nie wieder ein römischer König und Kaiser von hier aus regieren würde. Zu seinem Sohn sagte Vater Stelter, wie beiläufig, indem er das Kummert des Braunen, den er soeben ausgeschirrt hatte, ein letztes Mal mit Schwung an die Wand des Stalls hängte und im Tone dessen, der genau wusste, worüber er sprach: „Warte nur ab, Junge. Wir sind nicht die Ersten der Unseren, die ins Reich ziehen. Gerade weil es dort so schlecht geht, so viele gestorben sind in den langen Kriegen, ist Platz für uns. Und wir werden auch nicht die Letzten sein.“ Dass sein Vater so mit ihm sprach, fast schon wie mit einem ihm gleichwertigen Manne, machte Jos stolz. ‚Wenn er mich so ernst nimmt‘, glaubte er ‚wird er mich bestimmt bald für tauffähig erklären‘.

10 Die französischen Könige führten seit dem 15. Jahrhundert diesen selbstverliehenen Titel.

11 Jakob Ammann (1644–1730), seine Anhänger nennen sich nach ihm „Amische“.

12 Vertrag vom Jahre 880 zur abschließenden Aufteilung des Frankenreiches.

13 Im Westfälischen Friedens von Münster 1648 hatten die Habsburger ausdrücklich auf alle ihre Gebiete im Elsass zugunsten Frankreichs verzichtet.

Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, mussten sie vom Hof verschwunden sein. In tiefer Nacht, vor Tagesanbruch, mussten sie sich davonstehlen wie Diebe. Der neue Eigentümer, ein Steiger aus den nahen Silberminen, war ein gestrenger Mann. Der hatte gedroht die Stelters fortjagen zu lassen, wenn er sie bei Tageslicht noch anträfe. Für ihn, einem katholischen Elsässer, hatte sich mit dem guten Geschäft, das er mit dem Kauf des Hofes gemacht hatte, der Anschluss seiner Heimat an das Königreich Frankreich bereits voll ausgezahlt. Dabei konnte er darauf verweisen, dass nicht er und seinesgleichen sich anpassen mussten, sondern mit der Reunion die Verhältnisse sich ihnen angepasst hätten. Aber gerade, weil er ohne eigenes Zutun zu den Siegern gehörte, verachtete er die Stelters nur umso mehr. Vater Stelter hat weniger bekommen für den kleinen Acker, die Kate und den Stall, als er selbst einst bezahlen musste. Und damals war die Kate undicht, der Stall hatte gar nicht gestanden, und weder Vieh noch Frucht war vorhanden oder gesät gewesen. Jetzt ließen sie eine Kuh, zwei Sauen und einen Eber, Hühner und Gänse zurück. Und auf dem Halm stand die Frucht bereit zur Ernte in vier bis sechs Wochen, längstens. Aber nur deshalb hatten sie überhaupt einen Käufer finden können. Im Herbst würde kaum jemand bereit sein auch nur ein paar Gulden für das Anwesen zu zahlen. Wenn es dann nicht sowieso zu spät wäre.

„Gut, dass sich der Vater wenigstens ausbedungen hat, den Braunen und den Karren zu behalten“, dachte Jos beim Bepacken ihres kleinen Wagens. So konnten sie Hausrat und den gesamten, im Haus vorhandenen Proviant mitnehmen, heimlich auch noch zwei oder drei lebende Hühner.

Nur kurz war ihre Nachtruhe gewesen. Mutter Ruth hatte gar nicht geschlafen. Sie, die zierliche, hatte, während die anderen ruhten, alles vorbereitet zur Reise, die wenigen Kleider sorgfältig in eine der beiden Truhen verstaut, in die andere das Geschirr, so dass es nicht zerbrach, auch die sonstige Habe.

Schwarz zeichnete sich der hügelige Kamm der Berge ins Tiefblau der Sommernacht, als Jos in aller Herrgottsfrühe vor die Tür trat. Der Vater war schon dabei ihr Werkzeug sowie die Pflugschar und alle anderen transportablen Gerätschaften auf die niedere Pritsche zu heben. Jos sprang hinzu, um behilflich zu sein. Vater Stelter tätschelte seinen Filius aufs Haupt. Er war stolz auf den Sohn, weil er sich anständig

zeigte und ihm nichts zu viel wurde. Jos, der das überhaupt nicht mochte, wenn es seine Mutter tat, genoss dieses stumme Zeichen der Anerkennung seines Vaters. So wie dieser, ein Hüne von Mann und gleichzeitig ein sanftmütiger, jedoch keineswegs einfältiger Mensch, wollte er auch einmal werden. Beide gingen sie ins Haus zurück. Der Vater legte dabei seinen Arm auf Jos' Schulter.

Auch die Mutter lächelte als sie eintraten, obschon es doch eigentlich dafür gerade heute Morgen nur wenig Grund gab. Sie schöpfte aus dem Kessel vom ausglimmenden Feuer jedem eine Schale fette, heiße Fleischbrühe. Jos' Schwesterchen nörgelte ein wenig, nahm aber schließlich nach gutem Zureden die wärmende Stärkung zu sich. So saßen sie einen Augenblick beisammen, in aller Frühe, wie sie es so oft des Abends getan hatten, im Sommer vor dem Haus, im Winter drinnen am Feuer. Und auch jetzt breitete sich sofort die wohlige Atmosphäre bescheidenen Familienglücks aus. ‚Warum nur können uns die Leute nicht in Frieden leben lassen‘, dachten dabei in diesem Moment alle Vier zugleich ‚es ist zum Verzweifeln‘. Nach dem kurzen Innehalten trieb die Geschäftigkeit der Mutter sie an mit der Arbeit fortzufahren. Mutter Stelter spülte die Trinkgefäße im Bottich, verstaute sie und suchte danach das Restliche zusammen, das sie noch mitnehmen wollten. Jos packte unterdessen, mit dem Vater, die letzten Sachen auf den Wagen. ‚Nur nichts vergessen‘, sagte er sich. ‚Bloß nichts von dem, wofür wir noch Platz haben, diesem raffgierigen Leuteschinder schenken.‘ Wütend war Jos auf den neuen Hausherrn, hätte am liebsten das ganze teure Holz und die schmiedeeisernen Beschläge abgerissen und mitgenommen, alles was er mit dem Vater in den letzten Jahren verbaut hatte in Haus und Stall. In seinem Zorn hatte Jos zu guter Letzt aber doch noch die Brunnenpumpe, die der Vater, begeistert von der Effizienz dieser neuerlichen Erfindung, für sauer verdientes Geld angeschafft hatte, von ihrem Kolben befreit. Der neue Besitzer sollte vergeblich den schweren, geschmiedeten, jedoch geschmeidig zu handhabenden Schwengel bedienen und auf Wasser hoffen. Bis der Steiger den Mangel erkannt und behoben hatte, würde sicherlich eine gewisse Zeit vergehen und ihm darum eine Menge Verdruss bereiten. Diese kleine Gemeinheit tat Jos dem Silberkotz, wie er ihn nannte, mit grimmiger Schadenfreude an, ohne deswegen von irgendwelchen Gewissenbissen geplagt zu werden.

Zusammen mit seinem eigenen kleinen Besitz verbarg er den Pumpenkolben in einem Tuch. Er verknötete es sorgfältig und verstaute das Paket zuunterst auf ihrem Wagen.

Ungeklärt verließen sie, als alles verpackt war, das schützende Haus und machten sich auf den Weg. Einen wehmütigen Blick warf die Mutter zurück, wehrte jedoch ab, als Vater Stelter seine Frau trösten wollte:

„Lass nur, Lieber. Mit Menschen, die uns nicht wollen, will auch ich nicht zusammenleben. Und um das Haus ist es mir nicht schade. Auch wenn das Trienchen hier geboren ist. Wir können überall leben, wenn wir nur zusammen sind. Wenn wir nicht getrennt werden. Das ist meine einzige Sorge.“

Sie waren früh aufgebrochen, kein Schimmer des kommenden Morgens bleichte den Himmel, jedoch nicht früh genug. Am Ende der Dorfstraße standen vier schemenhafte Gestalten oberhalb der Böschung als der Weg durch eine kaum merkliche Erhebung schnitt. Sie hatten die Ausziehenden hier erwartet, um sie zum Abschied zu verhöhnen. Es war der Sohn des neuen Hofbesitzers mit seinen Kumpanen. Jöhrendes Geschrei empfing sie: „Teufelskack – Täuferpack! Teufelskack – Täuferpack!“ Mit langen Weidenruten neckten die Halbwüchsigen von oben herab das Zugpferd. Über den Köpfen von Mutter und Tochter, die als einzige auf dem Wagen saßen, fuchtelten sie mit den Rutenspitzen herum, strichen ihnen übers Gesicht und lachten dazu, wenn sie missmutig abwehrende Bewegungen hervorriefen. Jos wollte gegen die um Jahre älteren Burschen anstürmen, musste vom Vater, im letzten Moment am Arm gefasst, zurückgehalten werden. Das befeuerte den Übermut der Tobenden umso mehr. „Komm nur Kleiner, hol dir eine Tracht, wenn du dich traust. Mach uns das Vergnügen.“

Mit vor Wut tränenden Augen starrte Jos den Vater an. Er schämte sich in diesem Augenblick für ihn. Wieso ließ der sich ohne Gegenwehr so erniedrigen? Vater Stelter schien die Gedanken seines Sohnes erraten zu haben. Er sagte, wobei er wiederum seinen Arm auf Jos' Schulter legte: „Man muss sich verteidigen, wenn man in Gefahr ist. Dann braucht es Mut. Wir sind nicht in Gefahr, nicht heute Morgen. Diese dummen Jungen fühlen sich stark. Aber gleich schon, wenn alles vorbei ist, dämmert ihnen, dass sie sich unanständig benommen haben und das schlechte Gewissen vergällt den armen Bübchen den ganzen schönen Tag.“